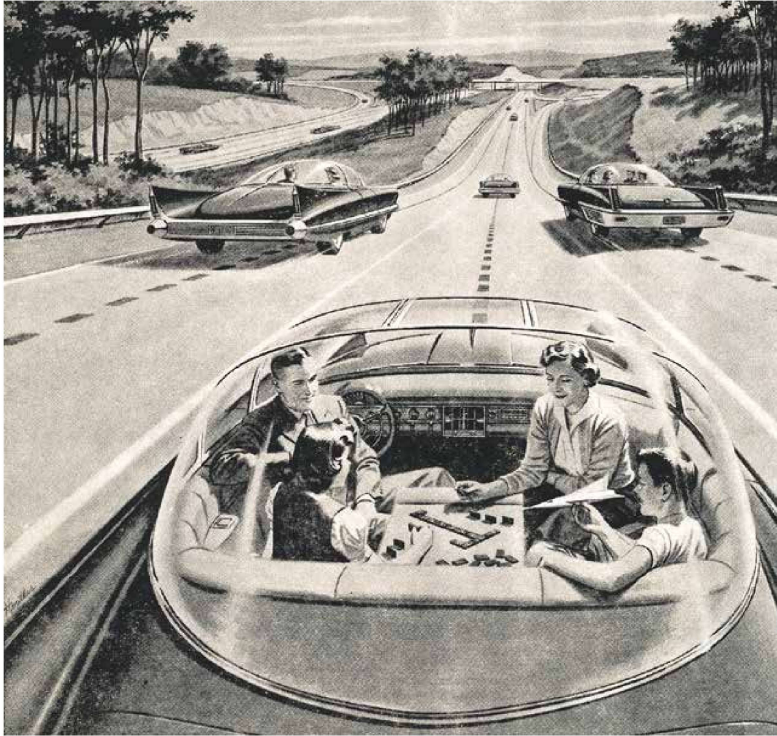


zurück in die zukunft

Eine schöne Vision nennt Chris Urmson diese Anzeige aus dem Jahr 1956 im Boys' Life Magazine. Urmson ist durch das von ihm entwickelte autonom fahrende Auto „Boss“ bekannt geworden.

Damit gewann er 2007 die DARPA Urban Challenge. Das Ziel: Sechs Stunden lang mussten die Autos durch einen 96 Kilome-



Autonom durch eine elektromagnetische Spur. Die Vision des Energieunternehmens America's Independent Electric Light And Power Companies. Foto: Graphica-Artis/getty

ter langen Parcours fahren und dabei alle Verkehrsregeln einhalten. Urmsons „Boss“ sieht allerdings nicht annähernd so komfortabel aus wie das Auto auf der Anzeige: Unter dem Glasdach spielen Mutter und Tochter ein Brettspiel, der Vater sitzt entspannt mit dem Rücken zur Straße, Unfälle scheinen ausgeschlossen. Trotz jahrzehntelanger Forschung werden wir noch lange nicht auf autonome Fahrzeuge umstellen. Zwar fahren mittlerweile autonome Taxis in San Francisco, Los Angeles und Dallas, einige auch von Urmson mitentwickelt. Doch immer wieder kommt es zu Problemen: So war ein Robotaxi Anfang Oktober 2023 in einen Unfall verwickelt, das Auto schleifte eine Frau sechs Meter weit mit. Auf Autobahnen, wo alle Fahrzeuge in eine Richtung fahren, funktioniert die Technik sehr gut und ist auch in Deutschland erlaubt. Im hektischen Stadtverkehr wird das Risiko aber noch als zu hoch eingeschätzt. Benjamin Fischer

Zukunftsbilder aus der Vergangenheit und was man aus ihnen lernen kann, erkunden wir hier in jeder Ausgabe



doppelblind

Ehrenamt statt Yogamatte

Worum geht's?

Die Frage, was Angestellte wollen, treibt Arbeitgeber um – spätestens seit die Generation Z abenteuerliche Dinge wie Work-Life-Balance fordert. Da der Vorschlag, weniger zu arbeiten, für viele aber noch zu abenteuerlich klingt, sucht man stattdessen nach Wegen, um die Belastung während der Arbeit selbst zu reduzieren. Das gilt auch für die Forschung, die Arbeit längst als gefährlichen chronischen Stressfaktor identifiziert hat, bislang allerdings mit gemischten Resultaten. Deshalb werden mehr Studien benötigt, die den Erfolg verschiedener Konzepte über Firmen hinweg vergleichen.

Die Studie

Ein im Januar im Industrial Relations Journal veröffentlichtes Paper vergleicht, was 46.336 Angestellten aus 233 britischen Unternehmen in einer Vielzahl von Fragebögen berichten. Dabei findet die Studie viele unterstützende Programme: Von Achtsamkeit bis Zeitmanagement boten Unternehmen Kurse für Resilienz oder Stressbewältigung an. Ebenso wurden Termine mit Coaches und Masseur*innen oder Apps für Fitness und Schlaf offeriert. Doch mit Blick auf das erklärte Wohlbefinden der Angestellten stellt die Studie fest: Denjenigen in den Programmen ging es im Schnitt keinen Deut besser als den anderen. Manchmal schlechter. Dabei gab es eine bemerkenswerte Ausnahme: Angestellte mit Option zu freiwilligem Engagement waren zufriedener mit dem Arbeitgeber und dem Leben. Sie berichteten von einer besseren mentalen Gesundheit und waren mit mehr Leidenschaft im Beruf dabei.

Die Studie testete weitere Einflussfaktoren wie Alter, Arbeitspensum oder Sorgearbeit und die alternative Erklärung, dass Angestellte, die sich für Kurse zu mentaler Gesundheit eingeschrieben hatten, allgemein unglücklicher sein könnten. Die Forschenden stellten fest, dass besonders gestresste Mitarbeitende am ehesten von Interventionen profitieren und dass Engagement die Variable ist, die am ehesten wirkt. Besonders Zeitmanagement kann bei der Arbeit helfen. Was das Wohlbefinden der Angestellten angeht, blieb der entscheidende Faktor allerdings eindeutig: freiwillige Arbeit.

Was bringt's?

Was Apps und Achtsamkeit uns individuell bringen, kann diese Studie nicht beantworten. Aber sie zeigt, dass Individualisierung als Antwort auf Arbeitsstress nicht ausreicht. Unternehmen sollten es sich offenbar zum Ziel machen, mehr als nur den Arbeitsplatz zu bieten. Sinngabe, Erfahrung, Gemeinschaft. Das passt zu den Erkenntnissen der Experimente zur 4-Tage-Woche, in denen es Menschen besser geht, sobald das Arbeitsverhältnis im Leben weniger Platz einnimmt. Es zeigt auch, dass man Stress im Idealfall nicht nur Stressbewältigung entgegensezt, sondern auch anregende Alternativen. Statt zu hoffen, dass man die Work-Life-Balance schon irgendwie mit ein paar Stunden hochkonzentrierter Entspannung erzielt, sollten wir einsehen, dass sie nun mal vor allem eins braucht: Zeit zum Leben. Franca Parianen

Neue wissenschaftliche Studien stellen wir jede Woche an dieser Stelle vor – und erklären, welchen Fortschritt sie bringen. Sie wollen die Studie finden? Jede hat einen Code, hier lautet er: <https://doi.org/10.1111/irj.12418>

die verständnisfrage



Antwort von Moritz Schiefer, 22, Sozialarbeiter aus Wien

Heute weiß ich, dass man das „Manspreading“ nennt und es problematisch ist, wenn cis-Männer ganz selbstverständlich Platz im öffentlichen Raum für sich beanspruchen. Metaphorisch, aber auch physisch. Ich glaube, bei den wenigsten steckt eine Absicht dahinter, man übernimmt das automatisch aus dem Umfeld. Auch ich saß als Jugendliche manchmal breitbeiniger da.

Gerade in der Pubertät ist man in einem Findungsprozess und schaut auf andere, um seinen eigenen Platz in der Welt zu finden. Rückblickend spielten dabei Männlichkeitsbilder in meiner Junggruppe eine große Rolle. Wir wollten uns abgrenzen von Männlichkeiten, die abgewertet wurden – „schwul“ zum Beispiel wurde damals noch als Schimpfwort benutzt. Also reproduzierten wir die Bewegungsmuster von Männern, die als cool und stark galten, auch eine bestimmte Art zu sitzen.

Ich dachte mir also nie aktiv: Ich will diesen Platz einnehmen, der steht mir zu. Aber es hat sich auch nicht falsch angefühlt, ich habe das teilweise gar nicht bemerkt. Mir wurde vermittelt, dass ich das darf und kann. Im Gegensatz dazu wird Mädchen gern gesagt, dass sie sich ordentlich hinsetzen sollen, ihnen wird beigebracht, sich zurückzuhalten und ja nicht zu viel Raum zu beanspruchen. Wir verinnerlichen diese Dinge.

Vor einigen Jahren, ich war um die sechzehn, wurde Manspreading zum Thema im Internet. Ich erinnere mich an Videos, in denen sich weib-

lich gelesene Personen breitbeinig in die U-Bahn setzen. Sie wollten damit zeigen, wie seltsam es wirkt, wenn nicht cis-Männer das machen. Das war ein ziemliches Aufregungsthema. Es wurde ins Lächerliche gezogen, Leute haben gefragt, ob wir keine größeren Probleme haben. Ich selbst hatte damals keine starke Meinung dazu – auch das sagt ja einiges über meine Nicht-Betroffenheit aus. Aber etwas ist hängengeblieben.

Nach der Schule begann ich, mich mit Feminismus auseinanderzusetzen. Durch mein Studium der Sozialen Arbeit lernte ich, dass es wichtig ist, sich zu fragen, wer in der Gesell-

schaft wie viel Raum beanspruchen darf. Dass es keine private Frage ist, wie man am liebsten sitzt, sondern politische Strukturen dahinterstecken. Und dass Gender eine Performance ist. Mittlerweile bin ich in der Offenen Jugendarbeit tätig und versuche mit den Jugendlichen zu reflektieren: Was bedeutet Männlichkeit? Was bedeutet es, stark zu sein?

Wenn ich mich selbst heute noch manchmal dabei ertappe, dass ich die Beine einfach enger zusammen. Argumente, dass Männer physisch nur breitbeinig sitzen können, finde ich unsinnig. Ich kann ohne Probleme die Beine übereinanderschlagen. Aber man muss das wollen und sich fragen: Bin ich bereit, Raum herzugeben, ein toxisches Männlichkeitsbild abzulegen und zurückhaltender aufzutreten?

Protokoll: Alena Waczenovsky

Liebe Männer, warum sitzt ihr so oft breitbeinig da?

Frage von Beatriz S., 44, Lehrkraft aus Bremen

Advertisement for 'Über 1,5 Grad können nicht irren' featuring a QR code and text: 'Kostenlos abonnieren', 'TEAM ZUKUNFT Ein Newsletter über Klima, Wissen, Utopien', 'taz.de/teamzukunft'

Häh? Fragen Sie sich manchmal auch, warum andere Leute so sind? Dann schicken Sie Ihre Frage an verstaendnis@taz.de.